

Kanzel-Rede Michaeliskirche 18.01.2026

Liebe Gäste, hier in der Michaeliskirche,
liebe Gemeinde!

Zwischen Aufhören und Anfangen

Von einer veränderten Sicht auf Neues im Leben – habe ich meine unerwartet anberaumte Kanzel-Rede überschrieben.

Was interessiert Sie daran besonders? Gedanken über das Aufhören? Oder schauen Sie lieber nach vorne und sprechen über das anfangen?

Offen gesagt, mich beschäftigt am meisten das „*Zwischen*“, das *Dazwischen*.

Die Grauzone, der Zwischenraum, der Übergang von dem einen zum anderen.

Mich interessiert diese Lebenszeit, weil ich sie für unsere vornehmliche Lebenswirklichkeit halte: Leben im *Dazwischen*-sein.

Das ist kein leerer Raum, sondern das ist vermutlich der stärkste Lernort in unserem Leben.

Wir befinden uns mit unserem Leben immer öfter in diesem Übergang zwischen dem Beenden, dem Loslassen, dem Aufhören - und der Sehnsucht danach, neu anfangen zu können.

Ein weiterer Grund, warum mich das *Dazwischen* anspricht, ist der Umstand, dass ich den Botschaften des Ersten und des Neuen Testaments entnehme, dass sie aus dieser Phase des *Dazwischen*-sein heraus sprechen.

Nehmen Sie die Geschichte des Volkes Israel, die Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten: sie führt nicht ins paradiesische Leben, sondern in die Wüste.
Das ist der Raum *zwischen* der Unfreiheit und dem gelobten Land. Karger Zwischenraum.

Und nehmen uns die neutestamentlichen Texte nicht auch in beeindruckender Weise mit hinein in die Zeit *dazwischen*?

Ich denke an die beiden Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Ende, Aus, Aufhören – all das schwingt bei jedem Schritt mit, den sie gehen.

Die neue, die gemeinschaftliche Lebenswirklichkeit mit dem auferstandenen geglaubten Christus können sie noch gar nicht sehen.

Auch der Zöllner Zachäus bewegt sich unmittelbar in diesem Übergang zwischen dem schuldhafoten Verstrickt-sein in seiner Vergangenheit und einem neuen Leben; nicht frei von seiner Vergangenheit, sondern frei geworden mit der Vergangenheit. Das ermöglicht ihm neu zu leben.

Auch hier wird deutlich: zum *Dazwischen* dringen wir vor, wenn wir uns über das Aufhören ebenso wie über das Anfangen austauschen.

Blick mir also auf das Aufhören. Da meinen wir zu wissen, was damit gemeint ist. Schnell können wir aussprechen, was aufhören soll.

Mich erreichen in den letzten Tagen Nachrichten aus Minneapolis:

Willkürliche Entführungen von Menschen unmittelbar vor einer Kirche unserer dortigen Partnersynode.

„Wir fordern, dass diese gewalttäglichen Entführungen der ICE aufhören“, formuliert Bischöfin Jen Nagel in ihrem Statement.

Fast auf den Tag genau vor einem Jahr hatte Bischöfin Mariann Budde in ihrer Predigt im Einführungsgottesdienst für den neuen Präsident um Erbarmen gebeten; Erbarmen mit Menschen, die um ihr Leben bangen, Erbarmen für Kinder, die ihre Eltern verlieren oder die Zeugen von Gewalt werden.

Kein Jahr später erleben wir Mahnwachen und Gebete in den Straßen von Minneapolis, fordern die leitenden Geistlichen, nicht nur der lutherischen Kirchen, dass aufhört, das Menschen willkürlich erschossen, entführt, oder abgeschoben werden.

Forderungen dieser Art hören wir nicht nur aus den USA, sondern aus vielen Krisenregion der Welt. Wir alle wissen, was aufhören muss im Iran, im Sudan, im Gazastreifen, in Israel.

Und wir wissen, womit wir aufhören müssen, um das Klima nicht weiter zu belasten.

„Das muss doch aufhören.“

Wenn wir so sprechen, dann reden wir vom Beenden von etwas, dass wir aufgeben wollen.

Aufhören verbindet sich in unserer Wahrnehmung und moralischen Einordnung nicht selten mit Verlusterfahrungen. Es geht mit dem Eingeständnis von Versagen einher. Das macht es oft so schwer aufhören zu können. Aufhören kann scheitern bedeuten.

Aufhören kann sich auf mein Handeln beziehen und meint dann: Dass ich in meiner Gewohnheit und in meinem Reden und Tun nicht mehr fortfahre wie bisher; einen Schlusspunkt setze.

Das wiederum heißt aber längst nicht, dass damit immer ein Scheitern verbunden ist.

Wer aufhört, wie Zachäus es tut, Unechtes zu tun, beginnt damit sich ehrlich zu machen. Beginnt, den wesentlichen Schritt im Leben zu gehen, um frei zu werden, von dem was belastet.

Aufhören ist nicht einmal kurz unterbrechen, sondern ein Enden. Ein Einschnitt im Leben. Der Eintritt in eine neue Lebenswirklichkeit.

Im eigenen Leben, im Alltag, am Anfang eines neuen Jahres ist es hilfreich zu wissen, womit ich aufhören will. Ich hoffe darauf, dass mir der Übergang gelingt.

Nur: beim realistischen Blick auf die aus den Fugen gehobene Welt ist meine Hoffnung, dass es mit dem Aufhören gelingt, sehr gering.

Ganz zu schweigen von der Hoffnung, dass wir in einer friedliebenden, regelbasierten freien Welt leben können und eine solche Welt auch an die nächste Generation weitergeben.

Wir wissen ziemlich genau, was aufhören muss und erleben gleichzeitig, dass es in den wesentlichen Bereichen des Lebens, in der Weltpolitik in eine ganz andere Richtung geht. In bis vor kurzem ungeahnter und unvorstellbarer Brutalität bricht sich eine neue Weltordnung Bahn, die einem den Atem stocken lässt. Der Machtkampf der Großmächte verändert in radikaler Geschwindigkeit die Lebenswirklichkeit der Weltbevölkerung.

Niemand bleibt außen vor.

Alle sind betroffen.

Und das Ziel der sog. Köpfe hinter den autokratischen Potentaten ist, so schnell wie möglich anzufangen, eine neue Weltordnung zu etablieren, in der dank des technologischen Fortschritts sich der gigantische Reichtum einer kleinen Clique noch weiter vervielfältigt.

In diesem Veränderungsprozess entsteht der Eindruck, als ob das Aufhören des Bisherigen, das Ende der regelbasierten, demokratischen, auf Gerechtigkeit zielen Ordnung zeitgleich einhergeht mit dem Einbruch von etwas völlig Neuem.

Ein *Dazwischen*, einen Übergang gibt es kaum wahrzunehmen. Und das hat Folgen. Das hat verheerende Konsequenzen. Weil es meine Möglichkeit verkleinert, darauf zu reagieren.

Was wir in den politischen Kommentaren lesen oder hören:

- Eine Schockstarre der ganzen Welt,
- Handlungsunfähigkeit Europas,
- Ausbleibende Antworten und Strategien
- Fehlende Perspektiven...

all das trifft ja auch auf mich und meinen Blick auf diesen gravierenden Umbruch zu.

Leider ist das Wort von der Zeitenwende so oft gebraucht, dass es seine Kraft verloren hat. Wir erleben einen gigantischen Umbruch, bei dem sich das Aufhören und das Anfangen in der Wahrnehmung überlagern und es kein *dazwischen* mehr zu geben scheint.

Es wird eng.

Und aus empfundener Enge resultiert Angst. Dieses Empfinden teilen die meisten von uns.

Und wir teilen unsere Ängstlichkeit mit vielen Menschen – auch mit denen, die den Anfang der neuen, grundlegend veränderten Verhältnisse, einen anderen Staat und eine andere Welt gar nicht schnell genug erwarten können.

Ängstlichkeit, Verzagtheit, Besorgt-sein -
das sind die Zeichen unserer Zeit. Immer sind mehr Fragen offen, als dass wir ein paar Antworten hätten.

Und trifft dieser Befund nicht auch auf unsere Kirche zu? Inmitten aller weltpolitischen Umbrüche vollzieht sich in der Kirche ein Wandlungsprozess, über dessen Ausgang uns ebenfalls weitaus mehr Fragen beschäftigen, als dass wir Antworten hätten.

Sich darauf zu verständigen, was aufhören kann oder was aufhören muss in der Kirche, ist schwer. Es gibt kein verbreitetes gemeinsames Einverständnis darüber, dass die Veränderung und der Wandel das Normale sind.

Zeiten, in denen alles zu bleiben scheint, wie es ist, sind eher die Ausnahme und damit wiederum das *Dazwischen*, die Phase des Übergangs zwischen Ende und Neuanfang die Regel. Und deshalb sind gerade diese Zeiten immer Zielpunkt biblischer Orientierung gewesen, und sind es bis heute.

Ich meine, es ist mit Händen zu greifen, wie schwer wir uns tun, gut begründet loszulassen, was uns hindert, dem vom Evangelium her gestellten Auftrag als Kirche gerecht zu werden und ihm nachzukommen. Mit Aufbrüchen anzufangen.

Damit stehen wir bestenfalls in Startlöchern oder gerade in den Kinderschuhen.

Wir sind *dazwischen* und verhalten uns oft wie gelähmt. Weil das Gefühl der Überforderung so stark ist.

Und dann: Dann geschehen die Veränderungsprozesse mit uns, ohne dass wir sie selbst beeinflussen.

Wir sind zwischen Aufhören und Anfangen.

Aber von einer veränderten Sicht auf das Neue im Leben, auch im Leben unserer Kirche – sind wir davon nicht noch zu weit weg?

Mir ist in diesen herausfordernden Zeiten seit langem wieder einmal der biblische Satz für das Jahr zu einer wahren Orientierung, zu einem Lichtblick geworden.

Und das möchte ich gern mit Ihnen teilen.

Sie werden diesen Satz aus dem Buch der Offenbarung des Johannes schon gehört haben:
Gott spricht: Siehe, ich mache alles neu.

Am Ende der Bibel, im letzten Buch, kurz bevor die Heilige Schrift aufhört, offenbart sich eine veränderte, neue Sicht:

Ich werde regelrecht eingeladen und aufgefordert, wahrzunehmen oder einzusehen: Nicht ich bin es, der/ die das neue im Leben schafft. Nicht wir sind es, die die Welt retten.

Vielleicht gilt es gerade am Anfang dieses turbulenten Jahres diese so andere Sicht mit ihrer entlastenden Dimension zu hören und groß zu machen. Ich muss nicht alles selbst schaffen.

Wir müssen nicht alles, von dem wir meinen, dass es jetzt zu tun ist, es jetzt unmittelbar für unsere Welt, für das Land, für die Stadt, für unsere Kirche und die Gemeinde zu tun wäre, machen.

Die biblischen Worte Gottes kommen aus dem Trostbuch. *Gott spricht: Ich mache alles neu.*

Wer sich darauf einlässt, wer mit Gott unterwegs ist, muss mit Erneuerung rechnen und damit sich auf Veränderungen einstellen. Im eigenen Leben, in meinem Umfeld, in der Kirche und in der Welt.

Es ist nicht gesagt, dass diese Veränderungen mit meinen Wünschen und Vorstellungen, was wir brauchen, übereinstimmen.

Es kann ganz anders kommen.

Anders als ich hoffe oder als wir hoffen.

Die Realität um uns herum zeigt es.

Hilfreich und eine wahre Orientierung meiner Augen und meines Verstandes wird mir diese Verheißung Gottes „*Ich mache alles neu*“, wenn ich mir davon meinen eigenen Blick lenken lasse.

In dem Moment, da ich mich von Gott ansprechen lasse, kann ich mir auch von Gott die Augen führen lassen und damit die Welt und mein Leben und unsere Kirche, das ganze Chaos und Unfertige mit den Augen Gottes sehen. Das wiederum ist eine einzigartige, besondere Sicht auf die Welt: auf Himmel und Erde auf uns Menschen auf Anfang und Ende.

Wenn wir nicht aufhören der Heiligen Schrift Orientierung für mein Leben und die Entwicklung unserer Kirche und der Welt zuzutrauen, dann hören wir nicht auf, in der Bibel zu lesen und fangen nach dem Ende des Buches wieder von vorn an.
Gehen an den Anfang der Bibel, an allen Anfang, an den Anfang der Schöpfung Gottes.

Siehe, ich mache alles neu.

Das ist die Einladung der neuen Schaffenskraft Gottes zu trauen und zu vertrauen. Und dieses Vertrauen an alles, was uns gegenwärtig umtreibt und ängstigt, anzulegen. Die Welt und die Menschen mit den Augen Gottes zu sehen, heißt im Vertrauen auf Gottes Möglichkeiten und Gottes Gaben zu schauen.

Das Unmögliche für möglich zu halten.

Das Träumen nicht einzustellen.

Und dann aus dieser mir von Gott geschenkten und mithilfe von Gottes Wort immer neu gegebenen Orientierung auf das Leben auch entsprechend zu leben.

Es macht einen Unterschied, ob ich den Menschen und die Welt sich selbst überlasse und aufgebe, oder ob ich im Geist Gottes stehe.

Dann halte ich die Würde hoch und dann trete ich für ein gerechten Ausgleich ein, dann finde ich den Mut, mutig zu handeln.

Die Wahrheit zu sagen, ohne zu verletzen. Kritik zu üben und mich selbst davon rauszunehmen. Im Gespräch zu bleiben, auch wenn andere es ablehnen zu reden.

Mit einem letzten Gedanken möchte ich schließen. Aufhören hat für mich in den letzten Jahren noch eine ganz eigene Bedeutung gewonnen.

Aufhören heißt ja auch, die Ohren aufzustellen, die Ohren offen zu halten.
Oder eben nicht.

Auch das ist eine Erfahrung unserer Tage. Verschlossene Ohren. Die moderne Form von Taubheit. Menschen, die sich der Wirklichkeit verschließen, in ihrer eigenen Welt und Blase leben und dabei gefangen bleiben in der Vorstellung, nicht mehr dazu zu gehören.

Hören und dazu gehören. Ist es nicht beachtlich, dass das etwas miteinander zu tun hat: das Hören und das Dazu-gehören, das Zusammengehören?

Wir gehören zusammen, wenn wir aufeinander hören. Wir gehören zusammen, weil wir etwas gemeinsam Gehörtes teilen, uns das mitteilen und darüber in einen Austausch kommen.

Ja, wir können gemeinsam das Gleiche gehört haben und dazu unterschiedlicher Meinung sein.

Aber dann stehen wir dazu im Kontakt, tauschen uns aus, bleiben nicht stumm und sprachlos, sondern reden und ringen um eine eigene Haltung.

Auf-hören und dazu gehören sind eine untrennbare Verbindung eingegangen wie auch mein Hören und mein Reden untrennbar aufeinander bezogen sind.

Es erscheint oft wie ein Wunder. Aber es ist überhaupt nicht ausgeschlossen. Und es beginnt oft damit, dass ich selbst meinen feinsten Sinn, mein Gehör, auf wohlwollendes Wahrnehmen stelle. Und dabei sofort spüre: Hier gehöre ich hin. Hier gehöre ich dazu. Hier werde ich erwartet.

Hier interessieren sich andere für mich und das, was ich zu sagen habe. Denn ich habe etwas einzubringen.

So eröffnet sich ein weiter Raum des aufeinander Hörens und des Zusammengehörens.

Das ist ein Anfang, der verändert. Das ist eine Wahrnehmung des Neuen im Leben.

Sebastian Feydt, Superintendent